



Asylamiento de Madrid

Weltmusik

Eine Orchesterphantasie von Karl Henckell

Unergründlich
Brütet das Schweigen,
Ballt sich zusammen
Die schwangere Nacht —
Taub und tonlos
Kauert der Reigen,
Dumpf Verdammen
Lauert und wacht.

Hinter Blöcken
Finstre Dämonen,
Nebelschleichend,
Tückisch und krumm —
Matte Monde
Aus Nebelzonen
Ziehn erbleichend,
Totenstumm . . .

Plötzlich verworren
Regt sich ein Raunen,
Lichter aufzucken,
Riesen stehn nackt,
Schreien ihr Sehnen,
Stark wie Posaunen,
Zwerge sich ducken,
Dan stampft den Takt.

Siehe, da brausen
Im Orgelorkane
Urwäldermeere,
Sonnengesäugt —
Lustschwärme jauchzen
Wilde Pöane,
Isis zur Ehre,
Wollustgezeugt.

Doch aus der schäumenden
Orgien Tosen
Löst sich der zarter
Sich wiegende Bund —
Kinder der Anmut
Lagern auf Rosen,
Innig gepaarter
Sucht sich der Mund.

Reinere Ordnungen
Bilden sich leise,
Venus Urania
Wandelt die Welt —
Männer und Frauen, sie
Wählen sich weise,
Heilig Hallelujah
Geister gesellt.

Milder erschallen die
Saiten des Lebens,
Rhythmen gestalten sich
Seligen Gedichts —
Völkerversöhnende
Musen durchschweben's,
Fugen entfalten sich,
Künder des Lichts.

Freuden und Schmerzen,
Torheit und Trauer,
Aufschwung und Untergang
Tönen im Chor —
Kämpft das Orchesterheer,
Schütteln uns Schauer,
Heldentriumphgesang
Reisst uns empor.

Unergründlich
Quellende Laute
Locken die lauschend
Andächtige Schar —
Meisterhorchend,
Was Kühnheit baute,
Nimmt tiefaufschauend
Die Menschheit wahr.



Ernst Schneider

Gustav Mahler der Mensch

Von Paul Stefan (Wien)

Es sind, da ich dies schreibe, bald auf den Tag drei Jahre, seit dieser sterbliche Mensch gestorben ist. Erst drei Jahre? Inzwischen ist ja ein unsterblicher erstanden und der steht nun so mächtig und übergroß vor uns und vor allem so ganz unwirklich und überwältigend, so durchaus unirdisch-verklärt, daß wir Kämpfer von einst die geringe Dauer dieser Wandlung oft kaum fassen können.

Aber zuweilen ergreift uns, die wir den Menschen kannten, eine wehe Sehnsucht eben nach dem Menschen, nicht nach der Erscheinung, die für die Zeit- und Musikgeschichte leben wird. Nach dem Menschen, wie er in dem vielgehaßten und vielgeliebten Wien von gestern noch einherging. Nach dem jungen Hofoperndirektor, der nach schwerer Tagesarbeit mit hitzigen Reden in das Für und Wider eines Kaffeehausgesprächs eingreifen konnte, nach dem rasch bewährten, den ein betriebsamer Photograph an der Bühnentür in seinen Apparat einfiel, nach dem donnernden, polternden und doch so gern begünstigten Mann, der wie ein König geherrschte und wie ein Kärner mit angepackt hat. Da stand etwa irgendwo auf der höchsten Galerie der Oper ein ganz „neuer“ Student, wußte gar nichts von dem Künstler Mahler und spürte nur aus einem dunklen Trieb die wilde Freude, wenn plötzlich als Dirigent des Triften Mahler und nicht ein anderer herein kam (kein Zettel nannte damals den Dirigenten). Ein paar Jahre später — der junge Student wußte schon ganz genau, wer dieser Mahler war — gab es einmal ein Gespräch auf der Galerie. Einer, den sein Lehrer mit einer Botschaft an Mahler gesendet hatte, war freundlich und mit einem Händedruck empfangen worden. Und dieser frohe Bote sah immerfort auf seine Hand, betastete sie und wiederholte ganz verklärt: „Diese Hand hab' ich ihm geben dürfen . . .“ Im Zwischenakt ging man hinunter ins Treppenhaus; plötzlich rannte den Freunden etwas über den Weg, stapfte ihnen in der Eile beinahe die Füße ab, fand aber Zeit, jedem einzelnen in die Augen zu sehen, jedem einen unvergeßlichen Blick zu schenken. Das war Gustav Mahler.

Als ich ihn dann richtig kennen lernte, wartete ich in seinem Arbeitszimmer. Da standen viele Bücher umher, und man sah es ihnen an, gelesene Bücher, die in ihrer Vielfältigkeit das Bild eines Genossen hoher Geister zeigten. Er selber

kam, setzte sich an seinen Tisch und begann zu fragen. Ich antwortete anfangs und doch sprach er bald allein. Es wäre unmöglich gewesen, vor diesem Mann nicht zu verstummen.

Dennoch liebte er Widerspruch, stritt gern und erregt, vertrat jede ernste Meinung, verachtete aber alle Leichtfertigkeit und alles Wigheln. Sein Reden wie sein Tun reichte mit einer geheimnisvollen Wurzel ins Kosmische; selbst seine Heiterkeit war kindlich, also übermenschlich. Kindern und Tieren war er gut Freund, in Wäldern und auf Wiesen laufte und komponierte er. Er war selber ein Elementargeist, hatte die Anmut, die frohe Laune eines elbischen Wesens, aber das Spukhafte, Wilde und Jäh-Dämonische eines Trolls. Er konnte sehr böse werden; nur meinte er es nie böse. Er konnte „martern“, daß die Sänger und Musikanten Blut schwitzten. Aber am Abend gaben sie mit dem Blut die Seele und ihre höchste Vollkommenheit hin und bekannten, daß die Unerbittlichkeit der Proben notwendig gewesen war. Traf er auf Gutwillige, so konnte er mit ihnen dauernd Wunder wirken. Aber hat wohl einen jeden einmal über sich hinaus gerissen, hat jeden erhoben, jeden mit seiner Größe berührt. Es geschah (auch mir ist es einmal geschehen), daß man mit einer Beschwerde kam und mit dem festen Voratz, sie ordentlich vorzubringen. Er sah mich mit seinen gültigsten Augen an, sprach ein paar Worte, daß Wohlgefühnte doch verstehen müßten, was er wollte, — und es war unmöglich, ihn von Stund an nicht noch lieber zu haben.

Freilich, er war mit jungen Menschen, besonders mit Musikern, fast so gut wie mit Kindern. Er liebte ihr Verständnis, ihre Begeisterung, ihre Sorgen. Ihnen gab er seine Pläne, seine Bekanntschaften gerne preis; er wußte, die Jugend würde ihn nicht verraten. Sie liebte ihn abgöttisch, liebte ihn heute wie eine Heldengestalt aus naher und doch ferner großer Zeit. Vor jungen Menschen pries er seine Götter und Heiligen, Mozart, Beethoven, Wagner, Goethe, Dostojewski. Es lag ihm an Bekehrungen, Widerreden weckten in ihm nur die Kraft neuer Ueberzeugung und einzig der Widerspruch im Schaffen der Jüngsten gegen das Seine betrübte ihn und schien ihm ganz unerklärbar.

Wo er aber die Empfindung hatte, daß einer sein Recht auf den eigenen, wenn auch dunkeln Weg in der Brust trug, da trat er für den verwegenen Neuerer mit seinem ganzen Ansehen und einem nicht gewöhnlichen Mut ein. Wer sich auflehnte, konnte dann wohl seinen Zorn verkosten: mit einem mehr selbstbewußten als verständnisbemühten Konzertgänger geriet er vor allem Volk beinahe aneinander. Glaube und Hingabe an die Kunst waren für Mahler sittliche Forderungen. Wie er sich selber aufrieb, um seinem Ideal zu genügen, so verlangte er von jedem Teilnahme und Opfer bis an das Maß aller seiner Kräfte. Vollkommenheit war sein Ziel, und er durfte es zu erreichen wagen. Empfindlichkeiten von Sängern und Orchesterpielern wurden nicht geschont; einem solchen gern Beleidigten rief Mahler, als er wieder einmal falsch spielte, ingrimmig zu: „Jetzt bin ich beleidigt!“ Und dann trieb er alles auf die Spitze, kannte keine „Rücksicht“, änderte von Probe zu Probe: es durfte nichts „fertig“ sein, es mußte alles aus der besseren Einsicht der letzten Stunde kommen, es sollte alles so gut gehen, daß er schließlich, im letzten Augenblick, als Leiter des Ganzen improvisieren durfte.

So stellte er sich das Nachschaffen des Künstlers vor im Gegensatz zum Alltag der Handwerker. In seinem Griff, in seinem Blick war die Überlegenheit. Er kam in die Direktionskanzlei, packte aus einem Stoß von Briefen ein paar und öffnete sie: es waren die wichtigsten. Er las irgend etwas Gewöhnliches, sprach von gewöhnlichen Dingen, gab scheinbar selbstverständliche Befehle auf der Probe: und eben das, was er gesagt, gefunden, angeordnet hatte, war das Neue und Entscheidende.

Er war der leibhaftige Genius und darum vielen fremd und feindlich. Man denke sich ihn

(Nach ein



(Nach einem Bildnisse im Besitze von Dr. Arnold Berliner)

Gustav Mahler †

Fritz Erler (München)

unter Spießern und Besserwissern, unter den übelsten Typen wienerischer Intellektualität, vorörtlicher Stumpfheit und allgemein österreichischer Bequemlichkeit, in die er, selber Österreicher (wenn auch aus dem härteren Norden), durch ein ironisches Schicksal hinein geschleudert war; ganz wie einst Körnberger. Er hat dennoch alle Hemmnisse überwunden. Ein Einzelner veränderte durch ein Jahrzehnt das Bild dieser gleitenden, dieser zerfließenden, dieser immerzu „gemütlichen“ Stadt. Seine Schärfe schlug Scharten und Zacken aus

der Masse, seine Härte prägte Formen und schuf Gestalten, seine Glut hauchte ihnen Seelen ein. Er erweckte diese Menschen; er gab ihnen seinen Glauben; er lehrte, forderte, erzwang Gehorsam. Da hatte der Künstler wiederum Pflichten; aber der große umwälzende Künstler bekam auch Rechte und vor allem das Recht, in seinem Schalten und Walten er selber zu sein und sich immer deutlicher auszuprägen und zu offenbaren. . . . Diese Ecken und Kanten sind nun längst schon wieder abgeschliffen, Berge und Täler sind ab-

getragen, die Fläche, die Oberfläche, die „Liebenswürdigkeit“ gleißt in schaler Allgegenwart. Und dennoch hat Gustav Mahler nicht vergebens gelebt; auch als Mensch nicht.

Er ist ein Beispiel gewesen. Ein Trost, ein Reichtum, ein Glück. Und im tiefsten Grunde etwas recht Deutsches: der Sieg eines stolzen, an allen vergangenen Siegen geschulten, eines wahrhaft säkularen Geistes über eine Welt von Lücken und Teufeln. Das Reich muß uns doch bleiben! . . .



Das Lied von der Erde



Dahin im Frühling

Von Josef Schanderl

Ein Hauch durchlief die Wiese,
Noch blüht im Gras die leichte Spur.
Mir ist: ich ließe noch als Kind
Für mich dahin im jungen Gras,
Dahin — wie war es nur?

Der Wind verwühlt der Birke
Das lichte, losgelöste Haar:
Es wallte hin so wunderbar —
Und hängt nun schwer zur Erde,
Ist alles, wie es war.

Der Kirschbaum blüht veronnen,
Erschrickt bei jedem Hahnen[schrei],
Läßt fort die Blüten wehn —
Und zittert ihnen nach, und muß
Zu allem stille stehn.

Die weißen Möwen kreisen,
Der Himmel dehnt sich weit und frei
Wie ein blaues Zelt.
Ich möchte reisen, reisen —
Wohin? Ach, in die Welt!

Ayuntamiento de Madrid

Ferdinand Staeger (München)

Alphorismen

Von Dr. Baer (Oberdorf)

Die letzten Geheimnisse des Lebens verrät die
Kunst — nicht die Wissenschaft.

*

Es ist immer noch besser, einem Löwen zu
dienen, als einem Esel zu befehlen.

*

Der erste Gottesleugner ward geboren mit
dem ersten — Pfaffen.

Der einzige Verlaß

Von Karl Ettlinger

Als er zweiundzwanzig Jahre alt war, sagte er zu seinem Vater: „Deine guten Lehren sind wertlos, sie passen nicht für mich. Denn es spricht aus ihnen Mißtrauen gegen die Menschheit, Enttäuschung. Ich aber glaube an die Menschheit. Wenn Du schlechte Erfahrungen gemacht hast, so liegt die Schuld an Dir, Papa! Ich weiß, ich fühle: nur auf eines kann man sich in diesem kurzen Leben verlassen, und dies ist die Güte der menschlichen Natur. Also spare Deine guten Lehren und lasse mich ruhig in das hineinrennen, was Du mein ‚Verderben‘ nennst!“

Er küßte seinen Vater, streichelte ihm die Wangen und dachte: „Armes, verbittertes Papachen!“ Dann ging er zu seinen Freunden.

Als er vierunddreißig Jahre alt war, sagte er zu seiner Frau: „Gewiß, es ist schmerzhaft, daß mich alle meine Freunde betrogen haben! Am wenigsten hätte ich es von Alexander geglaubt, — ich hätte für ihn ohne Bedenken den letzten Pfennig geopfert, und er verriet mich um ein Linsengericht. Aber ich komme darüber hinweg, denn ich habe ja Dich! Frauenliebe ist das einzige in dieser unbeständigen Welt, auf das man sich verlassen kann. Laß mich Deine schönen Klauen Augen küssen!“

Er streichelte ihr die Wangen und dachte: „Wie reich bin ich! Wie unermesslich reich!“

Als er fünfundvierzig Jahre alt war, sprach er zu seinem Pudel: „Heute fährt sich zum dritten Mal der Tag, seit sie uns verlassen hat. Ach, und mit welcher einem Gecken ist sie auf und davon gegangen! Sie ist sicher sehr unglücklich geworden. Wie habe ich sie geliebt und wieviel Gutes habe ich ihr getan! Aber die Treulosigkeit liegt wohl in der Frauennatur. Wenn ich Dich nicht hätte, mein lieber Pudel, wäre ich ganz allein. Ihr treuen Tiere seid die einzigen Geschöpfe, auf die man sich in dieser falschen Welt verlassen kann! Ich habe Dich sehr lieb.“

Er streichelte den weißen Pudel und gab ihm ein Stück Zucker.

Als er dreiundfünfzig Jahre alt war, betrachtete er sinnend den marmornen Apollkopf auf seinem Schreibtisch und sprach: „Gestern habe ich ihn auf der Straße wiedergesehen. Er erkannte mich gleich und sprang an mir hoch. Aber dann wandte er sich seinem neuen Herrn zu und ließ mich stehen. Ich könnte ihn ja zurückverlangen, denn er ist mir gestohlen worden — aber er hat seinen neuen Herrn lieber als mich. Was man sich von der Treue der Tiere erzählt, — alles Märchen! Nur auf Euch, Ihr leblosen Dinge, ist noch Verlaß. Wer Dich wohl geschaffen haben mag, Du schönes Marmorbild? Und ob er auch so viel gelitten hatte?“

Er streichelte den kalten Marmor und küßte ihn.

Mit siebenundsechzig Jahren starb er. An einem Herzschlag. Man fand in seinem Nachlaß einen Zettel, auf dem zu lesen stand: „Es ist seltsam: ich fange an, an die Menschen zu glauben. Ich fühle, daß ich die Menschheit sehr lieb gewinnen werde, wenn mir noch einige Jahre wunschlosen Alters beschieden sind. Heute sah ich ein Kind, das —“ Mitten in diesem Satz hatte ihn der Tod überrascht.

Entfernte Verwandte teilten sich in die willkommene Erbschaft. Nur ein kleines Päckchen warfen sie weg; es enthielt: Einen längst verjährten Schuldschein, unterzeichnet von einem unbekannten Alexander, eine Frauenlocke, ein Hundehalsband und die Trümmer einer Marmorfigur.



V. Schneiber

Die Geschichte vom Herrn Schwanda mit dem Dudelsack

Von Hans Nagel

Es liegt im böhmischen ein Städtel, das heißt Strakonitz. Ein uraltes Schloß steht dort mit Türmen und grauen Mauern, aber davon will ich nicht erzählen, auch nichts von den echt türkischen Mäulen, die man jetzt dort macht, nur von einer alten Ruhhaut, die dort einmal hinter dem Hochaltar in der Kirche gehangen ist, und vom lustigen Herrn Schwanda.

Eigentlich war er gar kein Herr, der Schwanda, er war nur der Sauhirt von den Malteserrittern, und der hochwürdige Großprior hat ihn sogar einmal eine „blöde Röhre“ geheißt. Das war damals, wie er aus einer aufgeblasenen Ruhhaut und ein paar Holzpfaffen dran ein Ding zusammengeklüfft hat, das hat gebrummt und gequiekt, wenn er's unterm Arm gepreßt hielt. Nein! war das eine schöne Musik — tüühhüühh —. Derweil ist seine Herde über die aufgelegte Bleichwäsch' geraten und hat sich auf dem schloßweißen Tisch- und Bettzeug der Ordensherren gewälzt. Der Schwanda hat nichts gesehen — tüühhüühh — auch nicht, wie der hochwürdige Herr Großprior herangehumpelt ist. Selig soll er ruh'n, der Herr Großprior, aber's Zipperlein hat ihn gebissen damals — tüühhüühh — den ganzen Weg. Au- auweh! Der Hochwürdige hat dem Schwanda mit seinem Krückstock das Rückenmaß genommen, zweimal, dreimal — auweh! au — weil der über seinen Quätkbalg nicht auf die Säu gemerkt hat.

Was weiß denn so ein Großprior von schöner Musik. Aber abends, wenn der Wenzel auf der Klarinette geblasen hat und der Schwanda seine Ruhhaut quetschte, da haben die Mädeln die Ohren und den Mund aufgesperrt, so hat's ihnen gefallen. Dudelsack haben sie das Ding getauft und gelangt haben sie darnach, den Hopser und den Schlapak. Ja! Ja! Die Mädeln sein gscheit und fein, gar die Marschenka, die mit den roten Backen und den Koglglutungen. „Herr Schwanda,“ hat sie gar zu ihm gesagt, grad wie man sagt „Hochwürden Herr Großprior“. Das war er aber auch, weil er sich den Dudelsack erdacht hat. „Die Marschenka ist eine üble Her,“ sagen die Mädeln von ihr, aber das ist sicher nicht wahr, das sagen sie nur, weil die Marschenka schöner ist als die anderen und so heiß küssen kann. „Mir ist sie sicher gut,“ hat der Schwanda gedacht, „sie hat ja zu mir gesagt ‚Herr Schwanda‘.“

Der Schwanda ist weit herum berühmt worden und hat mit dem Dudelsack auf allen Festen aufgespielt. Manchmal hat's ihm ein Käfel eingetragen, manchmal einen Brantwein, und wenn ein Reicher dabei war, hat er dem Schwanda wohl auch einmal einen leibhaftigen böhmischen Groschen geschenkt, den hat dann der Schwanda

in den Hemdzippel geknotet und dran gedacht, daß er sich mit fünf Goldgulden freikaufen wird. Soll dann die Marschenka recht haben, wenn sie sagt „Herr Schwanda“.

Einmal, der Schwanda hat sich's nicht ausdenken können, da ist ihm aus der Herde die schönste Sau abgegangen. Er hat gelockt, gerufen, er ist herumgerannt wie ein Narr, aber das Schwein war weg, ganz weg. Früher, manchmal hat ihn schon die Versuchung gepackt: „Schaff dir doch das Viech selbst zu! Fett und Fleisch! wer weiß wie lang. Und erzählt dann eine Geschichte vom wilden Behrwolf im Wald, wenn sie dich fragen.“ Aber der Schwanda hat's nicht getan gehabt und jetzt hat doch der Teufel die Sau geholt. So viel schönes Fleisch und Speck! Da hat sich der Schwanda hingehockt und hat gefleht.

Bald darauf hat er einmal heimgetrieben. Aus dem letzten Häufel hat ihm die alte Katscha, das Mutterle von der Marschenka, gerufen und hat ihm ein Stückel Räucherfleisch geschenkt. Jetzt hat der Schwanda gewußt, welchen Weg seine Sau gelaufen ist, und da ist er noch trauriger geworden. Die schöne Marschenka, erst hat sie ihm „Herr Schwanda“ gesagt und dann —. Aber er hat den Happen heruntergewürgt und „Vergelt's Gott“ gesagt, wie sich's gehört, wenn wer einem was schenkt.

Am Abend ist er ins Dorf gelaufen und hat aufgespielt. Die Marschenka war auch da und hat mit einem getanzt. Und der Schwanda war durstig und das Trinken war ihm frei und vom Wasser wachsen im Magen Läu', drum hat der Schwanda Brantwein gekostet, bis er um Mitternacht fortgetorkelt ist. „Ist der Weg heut eigen! — Oha! das ist ein Feldstein!“ So ist's mit dem Schwanda gegangen über Stoppelfelder und Wasserfurchen und ein Huster ist ihm angekommen, daß die guten Fleischbrocken ihm wieder beim Maul herausgefliegen sind. Da war er auf dem Kreuzweg beim Moor und auf dem Meilenstein vor ihm ist ein schwarzes Männel geseffen, mit einem roten Hut, hat mit den Beinen geschlenkert und gefragt, ob der Schwanda nicht für gute Bezahlung spielen wolt? Na, freilich war der Schwanda dabei, — tüühhüühh — da ist um ihn schon eine Reihe zotteliger Bockskerle herumgeseffen mit Ziegenhörnern und Ruchschwänzen, rechtschaffene Teufel, wie immer der Pfarrer gesagt hat. Es ist dem Schwanda warm geworden, aber gedudelt hat er immerzu — tüühhüühh — tüühhüühh — und nur weilenweis aufgeblinzelt. Vom Tümpel her sind Nebelzegen in die Weidenkronen ringsum gekrochen und dann waren's keine Nebel, nur Männerschatten und Weiberschatten, von denen, die im Tümpel ersoffen sind, den Svatek hat der Schwanda gekannt und den Hanikirsch. — Tüühhüühh, tüühhüühh — öh — dem Schwanda ist's heiß geworden, aber er hat gedudelt und gedudelt. Platsche platsch — da ist ein grauslicher, schwabbeliger Kerl angelatscht auf Entenfüßen. Ausgeschaut hat er, als wenn er aus Froschlaid und Rälbergestandenem *) gewesen wäre. (Sein Lebtag wird der Schwanda kein Gestandenes mehr essen können.)

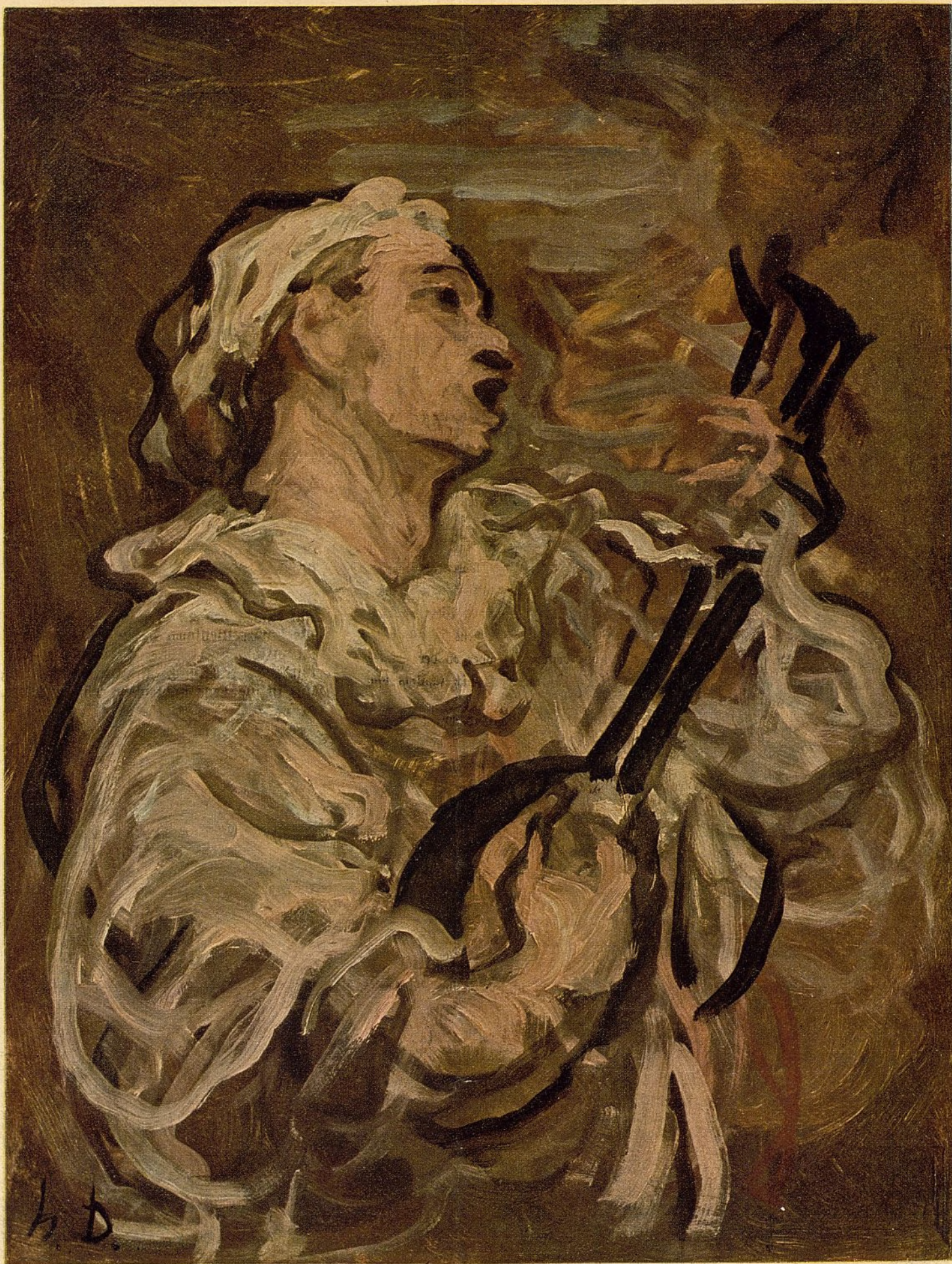
„Aber,“ denkt der Schwanda, — „ist das nicht der Wassermann vom Tümpel?“ Seine Babitschka hat's dem Schwanda oft gesagt, wie er ausschaut der Wassermann, und die Baba hat ihn ja oft gesehen. „Meiner Seel,“ hat sie damals erzählt, und wenn die Babitschka „meiner Seel“ gesagt hat, hat man's schon glauben können — manchmal. Platsch! hat's gemacht, da ist der Wassermann mit im Kreis geseffen, dem Schwanda grad zu Gesicht, und hat ihm herübergenickt, wie einem alten Freund. Die Augen hat der Schwanda zumachen wollen und doch nicht können und er hat den Wassermann anschauen müssen und je länger er hingeseht hat, um so sicherer war's ihm, er selber war ja der Wassermann, aufgedunsen wohl

*) „Gestandenes“ ist ein volkstümlicher Ausdruck für Suß.



Erwachen

Leo Putz (München)



Die Laute

Honoré Daumier †

und schleimig, aber er war's! Was — Nicht mehr denken hat der Schwanda können, nur gedudelt hat er — immerzu — tüühhööh, tüühhööh tüüühööh. In die Taschen hat der Wassermann gelangt, in den Hosentaschen, die waren grauleinern mit Streifen, gradso wie die vom Schwanda gewesen sind, und ein grüner Flecken war ihnen hinten eingeseht, grad wie beim Schwanda. Eine dicke faule Kröte hat der Wassermann dann herausgelangt und der Schwanda hat's gewußt, wenn er jetzt in die Taschen greift, tut auch eine Krot drin sitzen. „Wird der Tanz bald losgehn?“ hat der Wassermann gefragt. „Quak, ich riech schon die Damens!“ hat die Kröte pözig drauf gesagt und der Wassermann hat sein Hausorakel wieder eingesteckt.

Jetzt ist aber sogar dem Schwanda der Atem ausgegangen. Eine Wolke ist heraufgezogen und darauf sind alte zumpelige Betteln und reiche junge Weiber auf Ofengabeln und Hausbesen dahergaloppiert und mittendrunter auf einer Sau, auf seiner schönen, fetten Sau, die alte Katscha und hinter ihr ist ihre saubere Tochter, die Marschenka, gehockt. Nix um haben sie gehabt und nichts an, nicht einmal ihr Kopftuch. Geschämt hat sich da der Schwanda, aber hingeblickt hat er doch, und es war ein schönes Mädel, die Marschenka, braun und prall. Wie alle beisammen waren, haben die Hegen ihre hölzernen Rösser zusammengeworfen und die Alte hat das feiste Schwein beim Schwanz gehalten, ihm dreimal auf die Schinken gepatscht und dazu gebrummt: „Trschia, trschizet, trschevelek.“ Da ist das Vieh auseinandergefallen in lauter abgenagte Knochen.

Das war jetzt dem Schwanda zuviel. Seinen Dudelsack hat er hingehauen und seinen Lohn hat er haben wollen. Er tut nimmer mit. Gebrüllt hat das Höllenpack um ihn vor Lachen, nur die Marschenka hat ihm schön getan wenigstens um ein Tanzstückel und das schwarze Mädel hat gesagt: „Leg nur Dein'n Hut vor Dich, wirst schon zufrieden sein.“ Getan hat's der Schwanda, da hat's geklimpert und geklungen und Gold hat's geregnet, Goldgulden und silberne Rudolfstaler. „Hast genug! Kannst's eh nicht brauchen,“ hat der Wassermann geglurkt. Aber der Schwanda hat nichts drauf gegeben, jetzt war er reich und frei, jetzt wird er ein Herr, wie's die Marschenka gesagt hat, und er hat Verbeugung um Verbeugung gemacht und aus tiefem, vollen Herzen hat er gesagt: „Vergelt's Gott!“

Huhuhuhu! — Täng! — bruuuuuumm — bum — bum. Feuer ist aus der Erde gefahren und Blitze haben gebrannt. Als ob die Hölle die Welt zersprengen wollt, rumpelt's, kracht's und heult's. Der Schwanda kriegt einen Hieb ab, daß ihm Feuerräder vor die Augen springen, und im gachen Schrecken taumelt er zur Erde.

Am anderen Tag haben sie den Schwanda unterm Galgen gefunden. Mit den Zähnen war er in ein Büschel Gras verbißen und die Nägel waren umgebrochen, wie er im Boden gekrallt hat. Sein Hut war fort, nur sein Dudelsack ist neben ihm gelegen. Für tot hat man ihn weggetragen und vor der Kirche aufgebahrt als ehrlichen Christenmenschen. Da hat er angefangen zu schreien und weinen und hat sein Leid in die Welt gebrüllt.

Im roten Widerschein vom Hegenbrand haben die grauen Schloßmauern von Strakonitz aufgeleuchtet. Die Katscha und die Marschenka haben's nicht glauben können, daß der Schwanda sie im Rappel als Hegen beschrien hat, und haben geraunt und gejammert: „Nichts ist wahr,“ aber die gestrengen Herren haben mit Schraubstock und Brennstuhl nachgeholfen, bis die Weiber sich zur Höllenfahrt versprochen haben. Dreißig und drei Kirchenläuferinnen und Kindesmütter hat ihr Bekenntnis ins Verderben geritten, der Hegenhammer wird arg viel herhalten müssen.

Aber jetzt sind die zwei Teufelsbuhlerinnen am Scheiterhaufen gestanden und das dumme, neugierige Volk herum hat sich gefreut, wie Menschenfett im Feuer stinkt. Auch der Schwanda war drunter, aber wohl ist ihm nicht gewesen. Herumgedrückt hat er sich scheu, wie eine Fledermaus am Tag. Noch einmal und einmal hat die Junge aufgeheult wie ein Tier, 's war aber dem Schwanda, als hätte's „Herr Schwanda“ dreingeklungen, da ist er fortgeschlichen und hat seinen Dudelsack, sein Liebstes, in der Kirche hinterm Altar aufgehängt. Dann ist er in die Felder gerannt.

Die Hegenasche hat der Henker in den Tümpel gestreut. Der Schwanda aber war fort. Einmal, am Abend war's, hat ihn der Wenzel beim Tümpel gesehen. „Schwanda, komm her!“ hat er gerufen, aber der Fleck war leer. Da ist er zum Wasser gerannt. Noch sind zwei, drei Wellenkreise verronnen und eine dicke Kröte hat den Wenzel mit ihren traurigen Goldaugen angeguckt. Vom Schwanda hat man nichts mehr gehört.

Nach dem Muster in der Kirche haben die Strakonitzer ihre Dudelsäcke gemacht und haben die Welt durchgezogen. 's werden Ihrer nicht mehr viele sein. Wie die alte Ruhhaut hinterm Altar hat zu stinken angefangen, da hat man sie hinausgeworfen, sonst wäre sie heut noch dort.

*

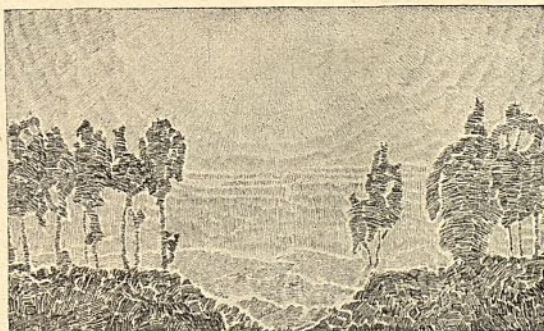
Widmung

Euch Kameraden meiner frohen Blinde,
Euch leg ich lachend meine Beichte hin,
Daß ihr als Richter meinen Wert ermeßt
Und prüft, ob ich des Lebens kurzes Fest
Im Kampf bestehe — oder ob der Sünde
Des trügen Gottvertrauns ich schuldig bin.

Ihr wägt gerecht, und was ihr auch erkennt,
Ob ihr mich selbst in Not und Tod verdammt —
Als Wahrwort soll mir eure Meinung gelten. —
Ihr mögt mich einen heiligen Rauzen schelten
Und einen, der in Mondsuchtsträumen brennt:
Ein Pflock der Weisheit sei der Spruch gerammt.

Um eins nur, meine Freunde, laßt euch bitten,
Eh' ihr des Urteils Schicksalskind gebärt:
Aus allen Zonen töne euer Ruf! —
Denn ich, als ich mein Werk aus Dualen schuf,
Hab' tausend Seligkeiten durchgelitten . . .
Verzweifeln müßt ich, wenn ihr einzig wärt.

Erich Mühsam



Konrad Wittmann

Sonnwendspruch

Von Herbert Eulenberg

Der Sommersonnwendtag, den wir begehen,
War einst ein wehmutsvolles ernstes Fest.
Man ließ am Abend Sterbefackeln wehen,
Wie man sie zum Begräbnis brennen läßt.
Denn um die schönste Zeit war es geschehen,
Der Sommer senkte sich zu seinem Rest.
Und wenn sich Wald und Sträucher
dunkler färben,
sind bald an, der Leuchtende, zu sterben.

Der Scheiterhaufen ward für ihn entzündet
In dieser seiner kurzen Todesnacht,
Und Mensch und Götter hatten sich verbündet
Zur Trauerfeier und zur Leichenwacht.
Mit roten feuern wurd' es laut verkündet
An flüssen und auf Bergen angefaßt.
In grauen Liedern ward er ernst besungen,
Der Lichtgott, den die hölle neu bezwungen.

heut ist der Tag, da uns das Licht sich wendet,
Ein fest der reinen Freude, höchsten Lust.
Die Schrecken, die uns bald der Winter sendet,
Beschleichen nicht mehr bänglich unsre Brust.
Ob auch die Sonne kürzere Strahlen spendet,
Wir helfen uns, gemeinsam und bewußt,
Die finsternis und Kälte zu besiegen,
Bis sie gleich den Dämonen unterliegen.

Das Licht hat sich in unsre hand begeben.
Auf eisigen Gipfeln und auf wildem Meer,
Wo immer Menschen in die Nächte streben,
Da wirft es seinen Schimmer um uns her.
Wir sehn es freundlich, gütig uns umschweben,
Uns ist die Erde nicht mehr wüst und leer,
Sie glänzt in unserm Licht, das wir bereiten,
Als hellster Stern jetzt durch die Ewigkeiten.

Drum schwingt die fackeln, laßt die
funken sprühen
heut, wo das Sonnenlicht am längsten scheint,
Und laßt uns hoch für unsre Zeit erglühn!
Die Nacht, der Winter sind uns nicht mehr
feind.

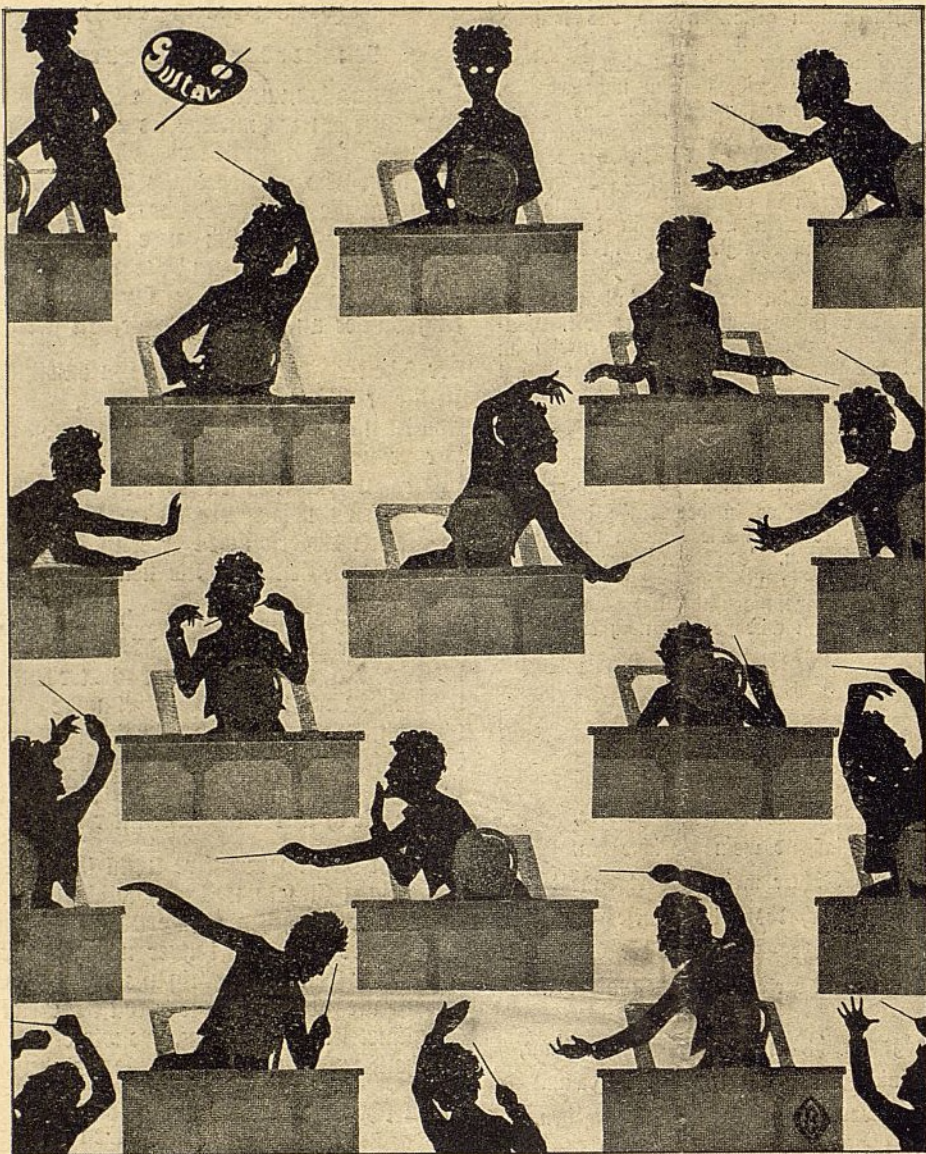
Im Frieden sehen wir die Völker blühen
Vom heiligen Geist der Menschlichkeit geeint.
So schwör' ein jeder denn zu seinem Leben:
Ich halt' das Licht und will es weitergeben!

Antonius' Grab

Von Hans-Joachim Febr. v. Reizenstein

Als ich seinerzeit zu meinem Freunde Tom Boulter nach „Harper's lucky strike“ kam, war gerade das Mining-Camp von dem großen Unglück getroffen worden. — Antonius war gestorben.

Und daß Antonius' Tod ein so großes Unglück war, ist wohl das Merkwürdigste, was je in Nevada und den Rocky Mountains geschah. Denn Antonius war ein ganz gewöhnlicher, einfacher Priester, dessen Leben hier oben um keinen verdamnten Cent wertvoller ist als das jedes Goldgräbers, der gerade seinen Revolver zuhause gelassen hat. Selten genug trifft man einen von ihnen, und dann mag es im besten Falle schon einmal vorkommen, daß der eine oder der andere



Aus Otto Böhlers „Schattenbildern“: Gustav Mahler

Dr. Otto Böhler zum Gedächtnis

Ein deutscher Künstler und ein deutscher Mann,
Der nie den Ruhm gesucht, die laute Ehre,
Und — ungewollt fast — mit Papier und Schere
Des echten Meisters Würde sich gewann!

„Heut' spielt der Strauß!“ — wer kennt das
Werkchen nicht,
Den großen Johann zeigend, hoch im Himmel,
Umtanzt, umdrängt vom edelsten Gewimmel
Der deutschen Tonkunstmeister! — Und wer spricht

In Worten aus den reizendsten Humor
Der Blätter, die uns Brahms und Brückner zeigen
Und Schubert, Schumann, ganz von Liszt zu schweigen
Und Wagner — den zum Liebsten er erkor!

Beschaut die Schar — und euch belehrt der Blick:
Der Geist, die Hand, die hier geschaffen hatten —
Sie ließen uns in anmutreichen Schatten
Nur Licht und heitern Glanz zurück!

Max Hayek (Wien)

von den wilden Kerlen stehen bleibt und mit gut-
mütigem Grinsen einen Augenblick hinhört, was
der Priester vom lieben Gott und anderen lang-
fristigen Werten zu sagen weiß. Etwa, wie wenn
man an der Straßenecke bei einem Leierkasten
einen Moment aufhört, der uns einige Brocken
einer halb-vergessenen Jugendmelodie zuwirft.

Ein halb Stündchen hinter „Harper's lucky
strike“ baute sich die endlose Wand der himmel-
hohen Schroffen und Spigen auf. Und so herrlich
gottverlassen, wild und wüst war alles ringsumher,
daß man meinte, hier sei das Ende der ganzen,
großen Schöpfung und „Harper's lucky strike“,
der armselige, vergessene Vorposten der Mensch-

heit. Zu diesem Häuflein von Zelten und Bretter-
huden hatte Antonius vor Zeiten den Weg gefunden
und war dort hängen geblieben wie die anderen
auch. Und als er starb, da war es, als hielte das
ganze Lager den Atem an, um nicht laut hinaus-
zuweinen.

Ich kam an dem Abend nach „Harper's lucky
strike“, an dem Antonius begraben werden sollte.
Es wollte eben dunkel werden. Auf einer Fels-
kuppe draußen wurden gerade riesige Holzhaufen
angezündet. Die Goldgräber waren schon alle fort,
und während mein Freund Tom Boulter mich
ihnen nachführte, erklärte er mir rasch, um was
es sich handelte, und wie eifrig man darüber ge-
grübelt hätte, dem Priester Antonius ein anstän-
diges Begräbnis zu bereiten. — Nun, es würde
fürstlich werden.

Als wir bei den Feuern anlangten, die wie
ein lodender Kranz um den Rand eines erloschenen
Kraters brannten, war es schwarze Nacht geworden.
Mit ihren alten Flinten und Revolvern saßen
ringsumher die Goldgräber und starrten schweigend
in den glutrot erleuchteten Schlund, auf dessen
Sohle ein glatter Wasserspiegel glitzerte. Der
winzige Kratersee mochte höchstens zwanzig Fuß
im Radius messen. Am Ufer lag ein Kanoe, und
nur ein schmaler Pfad führte hinab.

Schweigend hockten wir uns zu den anderen
und warteten. Da drangen plötzlich vom Lager
die langgezogenen Töne einer alten Ziehharmonika
zu uns herüber. Immer näher kamen sie, bis
ich schließlich die Melodie erkennen konnte. Es
war der „Yankee Doodle“, wieder und immer
wieder, das Einzige, was der Mann da zu bieten
hatte bei Freude und Trauer. Aber, wie gesagt,
diesmal der Feier entsprechend in gräßlich lang-
gezogenen Tönen.

Endlich war der Zug da. Die Bahre erschien
in dem Lichtkreis, die Hütte flogen von den Köpfen,
und während zwei von den Kerls ganz allein und
behebende wie Ragen ihre traurige Last hinab in
das Kanoe trugen, blieb der dritte oben stehen
und spielte seinen jämmerlichen „Yankee Doodle“.

Das Kanoe stieß ab und fuhr genau bis zur
Mitte des Wassers. Der eine im Boot winkte
mit der Hand, und die Ziehharmonika verstummte.
Dann blickte er nach oben und sprach:

„Now, boys, ich denke, es ist so weit. —
Hat einer was zu sagen?“

Da stand einer von den Goldgräbern auf,
trat an den Rand und sagte ganz ruhig und
langsam:

„Antonius war ein Held. Bei dem großen
Brande von „Harper's lucky strike“ hat er
aus einem brennenden Hause zwei Frauen und
fünf Kinder gerettet, als nicht einmal die eigenen
Männer und keiner von den anderen sich mehr
hineintraute. — Schämt Euch, boys!“

Der Sprecher setzte sich wieder, und ein an-
derer trat vor:

„Antonius war mein bester Freund. Als
meine liebe Frau und meine Kinder an den
schwarzen Blättern lagen und nichts mehr zu tun
war, hat er ihnen so viel vom schönen Paradies
erzählt, daß ich mich mit ihnen gefreut habe, als
sie starben, weil sie da endlich an einen anstän-
digen Ort kamen.“

Ein dritter stand auf und erwiderte:

„Du mußt nicht denken, daß Tony nur Dein
Freund war. Er war unser aller Freund. All
sein lumpiges Geld hat er uns geschenkt, wenn
wir nichts hatten. Und wenn er selber nichts
mehr hatte, dann borgte er sich was und schenkte
es uns.“

(Schluß auf Seite 820 b)